

In der Welt verloren.

Roman von Fedor v. Zebekij.

(1. Fortsetzung.)

Schweigend hatte Elisia zugehört. Sie lag bewegungslos wie eine Statue auf den Polstern, nur die herabhängende rechte Hand vibrierte leise, als sie mit weichem Klängen in der Stimme erwiderte: „Ihre Worte bewegen mein Herz, denn seit langen Jahren ist mir niemand in den Weg getreten, dessen Empfinden eine Harmonie in meiner eigenen Brust erweckt hätte — Sie sind von jenem Zeitpunkt ab, da das Gesicht mich anmaßte, meine Zukunft fremden Händen anzuvertrauen, der erste, dessen Gefühle ich verstehe, weil sie den meinen entsprechen. Ich wußte das vom ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft an, und eben dieses, fast möchte ich sagen instinktive Bewußtsein war der Grund, daß ich Sie näher an mich heranzuziehen versuchte.“

Sie brach ab, schlopfte tief Athem und begann dann hastig von neuem: „Es gibt vielleicht eine geheimnißvolle Macht, die von Seele zu Seele spricht, die uns befähigt, im Herzen derer zu lesen, zu denen wir uns hingezogen fühlen. Ich wußte damals schon, daß Sie an dem gleichen inneren Zwiespalt leiden, der für das Leben verbittert. Nur ist es für mich zu spät geworden, mich selbst zu befreien, während es Ihnen, der Sie erst vor kurzem sich unferer Benaugung angeschlossen haben, leicht werden würde, die Ketten wieder von sich zu schütteln!“

Eine abwehrende Handbewegung

Erwiderte Elisia verstimmt: „Wer sagt Ihnen, daß ich das will?“ Er erwiderte: „Hätten Sie mich doch nicht für einen phantastischen Weltverbesserer, der sich auf Begeisterung für die Leiden des Volkes einer Bewegung angeschlossen hat, die auf nachhaltige Erfolge nun und nimmer rechnen kann! Ich will die Welt nicht bessern, und um den Hunger des Proletariats kümmer ich mich wenig! Was ich will, ist der Ruin der Gesellschaft! Ob dann aus dem Chaos ein neues, besseres Geschlecht erwächst — das gilt mir gleich! Wäre ich aus politischen Gründen jener sozialen Gemeinschaft, in die meine Geburt und mein Bildungsengang mich hineinweist, einfließen, dann hätte ich mich sicher Elementen angeschlossen, die praktische und doch ideale Ziele verfolgen, als jene wüste Gesellschaft, zu deren Mitgliedern nun auch wir zählen! Das aber wollte ich nicht — der Inhalt meines Lebens ist die Rache!“

Erwiderte Elisia ruhig: „Ist das Gefühl der Rache und der Vergeltung denn wirklich so übermächtig in Ihnen, daß es alle edlen Regungen Ihres Herzens überrunden kann?“

„Elisia, quälen Sie mich nicht“, gab er lebensfrohlich zurück. „Wissen Sie nur, was ich erduldet und gelitten habe! Man hat mir das Herz zerfleischt, hat mich moralisch und physisch zu vernichten gesucht — um elenden Geldes willen! Und ich sollte jene erbärmliche Welt, in der man aus niedrigstem Eigennutz zum Brudermörder wird, nicht haßsen!“

„Ein seltsamer Zug umspielte den Mund des schönen Weibes, als sie leise entgegnete: „Wär ich Ihr Gemis, wenn nicht auch ich gelitten und geduldet hätte? Es wäre vergebliche Mühe, zu unterrichten, wer von uns beiden der glücklichere ist, Sie oder ich. Fast glaube ich: Sie, denn Sie sind noch frei in Ihrem Thun und Handeln, während ich nicht mehr Herrin über mich selbst bin, seit ich Mitglied des Bundes geworden bin.“

„Aber gehöre nicht auch ich dieser Gemeinschaft an?“

„Gewiß, doch wer hindert Sie diese lockeren Fesseln abzutreiben? Die tolle Eitelkeit? Sie sind doch zu verständig, sich durch diesen Kinderstübchen binden zu lassen. Oder etwa die Rache? Sie sind zu tapfer, nicht der Vergeltung seitens der Bundesbrüder zu lauern. Sie sind unbefähigt frei, wenn Sie es sein wollen — ich nicht! Ein unheilvolles Verhängnis hat mich zum willenlosen Werkzeug Roceros gemacht: er kennt den Klug meines Lebens und nutzt diese Kenntnis aus, mich in vollständige Abhängigkeit zu bringen. Das ist der Unterschied zwischen Ihnen und mir.“

Erwiderte Elisia wieder niedergelassen: „Was nützt's darüber zu rechten, wer der Freiere ist“, antwortete er. „Klauen sind wir alle, und ein Klauet hüllert Gemalten ist jener unheimliche Rocero selbst!“

und seine fürchterlichen Genossen, so lange es noch Zeit ist!“

Mit wachsendem Staunen hatte Erich den von Leidenschaft getragenen Worten Elisas gelauscht. Ein fürchterlicher Verdacht stieg in ihm auf. Wer hätte ihm das für, daß dieses Weib nicht eine Spionin im Dienste Roceros war, abgesehen, ihn selbst und seine Gefinnungen listig zu erforschen?

Er griff nach seinem Hute.

„Sparen Sie Ihre Worte, Elisia“, entgegnete er, sich erhebend, eifrig fast: „Ich bin zu alt geworden, um meine Entschlüsse und Pläne von Stunde zu Stunde zu ändern. Lebend Sie wohl!“

„Erich — ein Wort noch!“

Elisia rief das laut. Sie glitt von der Chaiselongue und trat dicht vor ihn hin.

„Ein letztes Wort“, flüsterte sie. „Sie misstrauen mir, nicht wahr? Ich ertrage das, so sehr es mich schmerzt, aber ich will Ihnen einen Vorschlag unterbreiten, der Ihr Mißtrauen zerstreuen wird. Ich will mit Ihnen fliehen, wohin Sie wollen! Auch ich sehne mich aus dieser gräßlichen Abhängigkeit hinaus in die Freiheit, aber ich fand allein nicht den Muth, meine Fesseln zu zerreißen. An Ihrer Seite trotz ich jeder Gefahr. Lassen Sie uns gemeinsam flüchten, noch heute Nacht, gleich, wenn Sie wollen, ich bin bereit! Seien wir auch jetzt treue Genossen, Erich — willigen Sie ein?“

„Halb fragend, halb befehlend und doch unendlich angstvoll klangen diese letzten drei Worte. Erich schaute auf das verführerische Weib herab, und ein heißer Schauer überlief ihm. Nein, sie lag nicht. Das war die Stimme sehnsüchtiger Liebe, die aus ihr sprach. Er hätte nur die Arme zu öffnen brauchen, und sie wäre an seine Brust gesunken.“

Doch seltsam, wie sein Blick fast trauraig und wehmüthig ihr blaßes Gesicht streifte, schien es ihm plötzlich, als tauche hinter ihr ein zweites bleiches Antlitz auf und schaute ihm vorwursvoll an. Und im selben Augenblicke flammte eine tiefe Röhre über die Wangen Erichs und mit rauher Gebärde trat er zurück. Wie eine Mahnung aus anderer Welt überkam es ihn.

„Lassen Sie mich, Elisia“, sagte er, „und quälen Sie mich nicht! Ich habe einer Sterbenden geschworen, sie an der Welt zu rächen, und ich werde meinen Schwur halten.“

Er grüßte sie tief und ging.

3. Kapitel.

In einer der schmalsten und unreinlichsten Treppenstraßen, die vom Corso Vittorio Emanuele in Neapel nach der Strada Toledo hinabführen, stand bis vor Jahresfrist ein merkwürdig gebautes Haus. Es hatte nur drei Fenster Front, erreichte aber eine Höhe von fünf Stockwerken, so daß es fast wie ein Thurm aus sah.

Das wunderliche Haus wurde, mit einer einzigen Ausnahme, nur von armen Leuten bewohnt, denen es gleich war, ob ihnen der Kahl von der Decke fiel und ob in den Fußböden ihrer Zimmer große Löcher klafften, in denen die Mäuse Unterschlupf suchten. Die erwähnte einzige Ausnahme war der Wirth der ersten Etage, ein Doktor Rocero.

Doktor Rocero nannte er sich selbst, trotzdem es sehr zweifelhaft schien, ob er berechtigt war, diesen akademischen Titel zu führen. Rocero war „Volksanwalt“ — das heißt, auch diese hohe Würde hatte er sich eigenhändig angeeignet. Von der merkwürdigen Thüre seiner Wohnung konnte man alle seine Talente und Fähigkeiten ablesen; dort war nämlich mittels vier Reisnägel ein Blatt Kartonpapier befestigt, das in sogenannter Rundschrift und zwar sehr sauber ausgeführt, folgende Firma trug:

Dr. Angelo Rocero, Advokat. Rath und Hilfe in allen juristischen Angelegenheiten. Führung von Prozessen. Anfertigung von Verteidigungen, Gesuchen, Bittschriften und sonstigen Arbeiten dieser Art. Honorarmäßig.

Darunter waren noch die Sprechstunden angegeben, außerdem aber befand sich in einer Ecke des Blattes ein kleines, nur den Eingeweihten verständliches Zeichen, das man sonst für einen einfachen Federstrich hätte halten können: eine achte Linie mit zwei Punkten am Anfang und am Ende derselben. Die Zeichen bedeuteten, daß Herr Angelo Rocero Mitglied der neapolitanischen Kamorra war, eine Gemeinschaft, deren Hauptzweck auf eine gegenständliche Unternehmung bei allen gesellschaftlichen Unternehmungen, zumal aber bei denen, die das Licht des Tages zu scheuen hatten, hinausging. Man brauchte von der Angehörigkeit des Volksanwalts zu einer immerhin recht gefährlichen Clique übrigens nicht zu seinen Charakter zu schließen, denn zu der besagten Kamorra

zählten im Geheimen auch sehr angefehene Männer Neapels, Leute, die sich in der Handelswelt, wie in der Gesellschaft des besten Rufes erfreuten, die es aber für nützlich hielten, alljährlich ihren Beitrag in die Kamorrakasse zu zahlen, um von den weniger mit Glücksgütern gesegneten Mitgliedern dieser eigenthümlichen Gemeinschaft, gegen die alle politischen Verfolgungen nichts ausrichten konnten, unbehelligt zu bleiben.

Daß Rocero viel Geld verdiente, war kaum anzunehmen, denn er lebte auf recht bescheidenem Fuße. Seine Wohnung — Rocera war nicht verheiratet — bestand nur aus drei Zimmern, von denen das größte sein „Bureau“ darstellte; im zweiten Gemache schlief er, das dritte aber hatte er vermietet und zwar an einen alten Herrn mit stolz klingendem Namen, an den Marquis Alessandro Carpi di Ventiventi-Rappoldi.

War schon der Doktor Rocera ein Original, so war es der Marquis in noch viel höherem Maße. Er stammte aus einem uralten italienischen Geschlechte, das aber im Laufe der Jahrhunderte verarmt war, so daß dem letzten dieser stolzen Familien in der That nichts übrig blieb, als sein prunkhaftes Wappenschild.

Rocera hatte dem Marquis in einem verwickelten Prozeß einmal mit Rath und That zur Seite gestanden und war auf diese Weise mit ihm bekannt geworden. Der Prozeß ging zwar verloren, da der Volksanwalt aber glaubte, den alten Herrn seines klingenden Namens wegen gelegentlich gebrauchen zu können, so bot er ihm an, gegen ein Spottgeld bei ihm Quartier zu nehmen.

Das kam Ventiventi sehr gelegen; der arme Edelmann verfügte selten über mehr als über einige Lire, die er sich ganz im Geheimen — denn er hielt jede Art Arbeit um des Erwerbes willen für eines Aristokraten nicht würdig — durch Kopieren von Antiken und dergleichen zu verdienen pflegte.

Der Volksanwalt wurde durch die Nachbarschaft des alten Herrn übrigens wenig belästigt. Ventiventi kam selten aus seinem Bau heraus, er haute dort wie ein Einsiedler. Seine einzigen Schätze waren einige alte Groniten und ein Haufen vergilbter Manuscripte, Urkunden und Wappentafeln von großem kulturhistorischem und heraldischem Werthe, und seine einzige Freude war es, in diesen verstaubten Dokumenten nach dem Ursprung und der Verzweigung des Geschlechtes, das mit ihm zu Grabe getragen werden sollte, zu forschen. Er verließ sein Zimmer nur, um sich selbst sein tägliches Mittagmahl zu besorgen, das er dann eigenhändig über einer kleinen Spiritusmaschine zubereitete.

Signor Rocera hatte am heutigen Tage schon in aller Frühe Besuch erhalten. Er sah in seinem Bureau, einem unbequamen großem Gemache, dessen Wände mit Attenbündeln förmlich tapeziert zu sein schienen, und ihm gegenüber sein Gast.

Der Volksanwalt war ein Mann im Anfang der Vierziger, klein und schmächtig, fast magar; das einzige Bedeutende an ihm schien der ausdrucksvolle Kopf. Es machte den Eindruck, als habe die Natur diesen gewaltigen Kopf nur infolge eines Fehlers auf den gebrechlichen Körper gesetzt.

Ungeleich weniger Interesse als der Doktor vermochte sein Gegenüber zu erwecken. Es war dies ein im Gegentheil zu Rocera, der seinen äußeren Menschen arg zu vernachlässigen pflegte, höchst elegant gekleideter Herr mit dunklen Backenbarte und einem Monokel im Auge. Sein Antlitz zeigte verlebte, doch nicht geistlose Züge; in diesem Augenblicke, da er sich mit dem Advokaten in angeregter Unterhaltung befand, sprach aus dem sonst meist müde verklärten Blick sogar eine gewisse Intelligenz.

„Noch einmal, Rocera“, sagte er und ließ die in einem hellgelben Handschuh stehende Rechte auf den Tisch fallen, „ich wiederhole Ihnen: Sie erfahren keine Silbe mehr von mir, wenn Sie die Rolle von Mollers Gehalts mit gegenüber weiterpielen wollen. Zum Teufel! Ich befehle und quäle mich ab für Sie, rüthre jeden Augenblick, daß mir die ganze infame Bande auf den Hals kommt, und Sie sperren und zieren sich wegen jedes Hunderlirenscheines! Glauben Sie denn, ich erhalte meine Nachrichten umsonst? Gerade in der letzten Angelegenheit habe ich gehörig bluten müssen, und wenn mir der Sekretär Roceros nicht zufällig zu bekannt wäre, dann hätte ich wahrscheinlich noch größere Summen opfern müssen, um zum Ziele zu kommen.“

„Keine Namen, Rocera, wie oft soll ich Sie daran erinnern“, fiel Rocera mißbilligend ein. „Sie sind von einer unverantwortlichen Sorglosigkeit. Ich bin kein Kinder, das wissen Sie selbst am besten. Aber Sie, lieber Freund, sind ein Verschwenker. Doch lassen wir das! Sie haben jetzt Ihre Strafpredigt, nun sollen Sie auch die fünfzehnder Krant erhalten. Aber dann keinen Wein, Rocera!“

Rocera erhob sich, schritt an seinem Schreibtisch und lebte mit einem Wackern Bantosten zurück, die er vor dem anderen niederlegte.

Mit beschämtem Köhnen nahm Rocera die Bantosten in Empfang, prüfte jeden derselben sorgfältig, indem er ihn an den Hals hielt, und stellte dann die ganze Summe in seine Brieftasche.

„Gold wäre mir lieber gewesen“, meinte er, den glänzenden Backenbart streichend; „es laufen so viele falsche Papiere um, daß man immer ein wenig auf der Hut sein muß.“

„Was von mir kommt, Heuerster, können Sie beruhigt nehmen“, gab Rocera zurück. „Wollen Sie jetzt die Gemogenheit haben, mir das Resultat Ihrer näheren Erfundigungen mitzutheilen?“

„Die Sache verhält sich in der That so, wie ich vermuthet habe“, fuhr Rocera fort. „Lazarowski will die Erbschaft an sich reißen — das heißt, er giebt vor, sie zu Gunsten des Bundes verwenden zu wollen, was genau dasselbe saut. Wie Cerati mir schreibt — Teufel, ich wollte ja keinen Namen nennen! — hat er ein ehrlichfanatisches Mitglied der Genfer-Section, einen Deutschen, beauftragt, nach Kingston zu reisen und sich dort mit unseren Freunde auseinanderzusetzen.“

„Der gute Mann dürfte zu spät kommen“, fiel Rocera ein; „Lupo hat unser Telegramm schon vor drei Wochen erhalten und kann mit dem nächsten Kubattino — Dampf hier eintreffen. Der Mann ist arm, und die Aussicht auf eine reiche Erbschaft verschert man sich nicht so leicht. Allerdings beunruhigt es mich einigermassen, daß Lupo meinem Ersuchen, mir umgehend jurisdiktulographiren, wann ich ihn hier erwarten kann, nicht Folge gegeben hat; aber seine Antwort ist unter gewissen Umständen ja auch eine Antwort. Das eine steht jedenfalls fest: nimmt er das gefandte Reisegeld und damit den ihm von mir gewährten Vorschuss an, so ist er verpflichtet, mir seine ganze Angelegenheit in die Hände zu geben und — das übrige wird sich dann schon finden!“

„Das glaube ich auch“, lachte Rocera. Er hatte ein kleines Etui aus Tulosilber aus der Tasche gezogen und begann sich eine Cigarette zuwickeln. Die Sache könnte ein ganz hübsches Stimmchen abwerfen, selbst wenn sie mit Ehren zu Ende geführt würde“, fuhr er mit seinem gewöhnlichen Lächeln fort. „Wissen Sie, lieber Rocera, daß ich das alte Leben manchmal recht herzlich satt bekomme? Die bedinglichen Aufregungen, unter denen ich zu leiden habe, haben eine nervöse Verhimmung in mir geweckt, die mir recht schwere Tage bereitet.“

Saccone seufzte affektirt auf und schaute mit schmerzlichen Augen aufschlag den zitternden Rauchringen seiner Cigarette nach.

„Sie Bedauernswerther!“ entgegnete Rocera ironisch. „Sie verdienen wirklich aufrichtiges Mitleid. Das eine verliere ich aber doch nicht: daß Sie nämlich trotz Ihres überaus artem Nervensystems noch immer Gefallen daran finden, sich an der aufregenden Politik Ihrer Gefinnungsgenossen zu beteiligen.“

„Gefinnungsgenossen? Lieber Rocera, zwischen mir und jener braven Mitmenschen, die im Dynamit und Nitrozahnerin die Lösung der ewig unlöslichen sozialen Frage sehen, liegt eine tiefe Kluft. Ich gehöre jenen Leuten nur körperlich, nicht geistig an, denn ich liebe die rubige Ordnung. Als ich der toten Gesellschaft, die sich „Italia irredenta“ nennt, beitrug, folgte ich eigentlich nur einem gewissen äußeren Zwange. Ich war derzeitig nämlich mittellos, die Mitglieder eines politischen Geheimbundes sind aber wenigstens vor dem Verhungern gesichert!“

„Und können sich nöthigenfalls von Lustern und Raviar nähren“, bemerkte Rocera höflich. „Aber nun etwas Wichtigeres. Haben Sie Näheres über die Tochter unseres gemeinschaftlichen Freundes, des Marquis, in Erfahrung gebracht?“

„Nur Unwesentliches. Lazarowski bewacht sie und ihre Geschäfte mit eifersüchtigen Auge. Das ist aber kein Wunder, denn Madame Bulitoff soll ebenso schön als reich sein.“

„Das letztere interessiert mich am meisten, aber ich zermartere mir leider vergeblich den Kopf, auf welche Weise man die Geldsäcke der Madame Bulitoff erleichtern könnte.“

Saccone piffte durch die Zähne. „Auch ich habe diese Idee längst erwogen“, entgegnete er; „so lange jedoch Lazarowski eine unumfängliche Gewalt über die Bulitoff ausübt, ist eine Annäherung an sie unmöglich.“

„Ammer und immer wieder dieser Lazarowski“, brummte der Volksanwalt ärgerlich. „Wissen Sie etwas über seine Vergangenheit?“

„Nur wenig, doch auch für mich altes es Geheimniß, die ich wahrnehmen muß. Warum aber — um auf unser Thema zurückzukommen — beurteilt denn der Alte da drinnen sein reiches Töchterchen nicht gehörig aus?“ Die Hand des Sprechenden mis dabei nach der Thüre des Nebengemaches.

„Weil ihn die fixe Idee beherrscht, daß vertraue ich nicht mit seinem Standesbewußtsein. Ventiventi ist ein Granat. Seit seine schöne Elisia dem russischen Millionär ihre Hand gereicht, existirt sie nicht mehr für ihn. Er hunzert lieber, als daß er eine Unterhüsung von seiner Tochter annimmt. Und dabei besteht das ganze Verbrechen dieses armen Weibes darin, daß sie mit einem Bäckerlichen vor den Altar tritt.“

Saccone ließ den Blick lauernd über den Anwalt schweifen. Sollte das wirklich die einzige Schuld sein, die auf ihrem schönen Schultern ruht? Er hatte ein wenig Bedenken. „Am liebsten ist der glückliche Verheirathete Bulitoff meines Wissens ein Scheusal erster Ordnung gewesen. Sagen Sie, Rocera, kann man denn den alten

Zweifelhaftes Lob.



Rechtsanwalt: Wir werden den Prozeß sicher gewinnen, wenn der Hias nicht schwört. Bauer: Na, na, Herr Rechtsanwalt! Wegen einer solchen Kleinigkeit schwört der net falsch!

Marquis nicht einmal von Angesicht zu Angesicht schauen? Wir haben so oft und viel von ihm und über ihn gesprochen, daß ich wirklich neugierig geworden bin, dies seltsame Original kennen zu lernen.“

Rocera erhob sich lachend. „Ich will versuchen, in seine Diogenestonne einzudringen“, sagte er und klopfte an die zum Nebensimmer führende Thüre. „Wer ist da?“ rief eine fein und merkwürdig zart klingende Stimme zurück.

„Darf ich eintreten, Herr Marquis?“ fragte der Advokat.

„Einen Augenblick, lieber Doktor“, lönte die Stimme aus dem Nebengemache von neuem, „ich bin noch nicht ganz in Toilette.“

„Schadet nichts, besser Marquis! Wir wollen Sie auch nicht lange stören; ich möchte Sie nur gern mit einem Freunde bekannt machen, der sich gleich Ihnen lebhaft für die Geschichte der alten Landesfamilien interessiert.“

Ein Riegel klickte und die Thür öffnete sich.

Im Rahmen derselben vorbeugte sich mit steif würdevoller Grandezza eine seltsame Erscheinung: ein kleines, schädliches Männchen mit schlottenden Gliedern und einem spitzen, feingehakten Bogelgesicht. Sein Kopf war ganz haarlos, nur im Nacken traußelten sich noch wenige schneeweiße Locken. Die hageren Wangen zeigten eine so rosige Blüte, daß man dieselbe unmöglich für echt halten konnte; echt aber war das lebendige Feuer, das fast noch jugendlich aus dem dunklen, tief in ihren Höhlen liegenden Augen bligte. Der kleine Schnurrbart, der sich über den binnenen und scharfen Lippen in die Höhe wirkelte, war schwarz gefärbt und ebenso die zierliche Mousse am Kinn.

„Bitte, meine Herren“, sagte Ventiventi und machte mit der Rechten, in der er ein ausgewachsenes rothseidendes Taschentuch schwenkte, eine einladende Bewegung in sein Zimmer. „Treten Sie ein, Sie finden es noch nicht ganz ordentlich bei mir; ich war soeben mit der Prüfung alter Materialien zur Geschichte einer Seitenlinie des Hauses Rappoldi beschäftigt, aber ich denke, Sie werden mir verzeihen, die sauber waltende Hand der Frau fehlt mir nun doch einmal!“

Während der Marquis sich eifrig bemühte, zwei wacklige Stühle herbeizuschleppen, deren Rohrgeslecht zudem bedeutliche Spuren der Abnutzung aufwies, stellte der Volksanwalt dem alten Herrn seinen Begleiter als einen „Grafen Saccone“ vor.

Ventiventi hob bei Nennung dieses Namens etwas erstaunt den kalten Kopf. „Graf Saccone — Saccone“, sagte er nachdenklich, „merkwürdig, daß ich das Geschlecht gar nicht kenne, und ich bin doch sonst ziemlich bewandert in der Genealogie unserer adeligen Häuser! Woher stammt Ihre Familie, wenn ich fragen darf, Herr Graf?“

Saccone überlegte einen Augenblick — sein Adel hatte in Wahrheit denselben Ursprung wie der Dokortitel seines Freundes Rocera — und antwortete dann mit unverschämter Sicherheit: „Aus dem Lombardischen, Herr Marquis. Der Chronist da drüben die Ritterwürde unserer Familie seit 1188, während ein Federico Portatus Saccone erst 1577 vom Herzog von Padua in den Grafenstand erhoben wurde. Also junger Adel — dem ehrwürdigen Alter Ihres Geschlechtes gegenüber!“

Ventiventi lächelte geschmeichelt. „Nun wenig, doch auch für mich altes es Geheimniß, die ich wahrnehmen muß. Warum aber — um auf unser Thema zurückzukommen — beurteilt denn der Alte da drinnen sein reiches Töchterchen nicht gehörig aus?“ Die Hand des Sprechenden mis dabei nach der Thüre des Nebengemaches.

„Weil ihn die fixe Idee beherrscht, daß vertraue ich nicht mit seinem Standesbewußtsein. Ventiventi ist ein Granat. Seit seine schöne Elisia dem russischen Millionär ihre Hand gereicht, existirt sie nicht mehr für ihn. Er hunzert lieber, als daß er eine Unterhüsung von seiner Tochter annimmt. Und dabei besteht das ganze Verbrechen dieses armen Weibes darin, daß sie mit einem Bäckerlichen vor den Altar tritt.“

Saccone ließ den Blick lauernd über den Anwalt schweifen. Sollte das wirklich die einzige Schuld sein, die auf ihrem schönen Schultern ruht? Er hatte ein wenig Bedenken. „Am liebsten ist der glückliche Verheirathete Bulitoff meines Wissens ein Scheusal erster Ordnung gewesen. Sagen Sie, Rocera, kann man denn den alten

nen sehnt; wie sie danach dürstet, Ihnen die Hand küssen zu dürfen. Hier, mein Freund, der Graf Saccone, hat Madame Bulitoff bei einem kurzen Besuch in Genf kennen gelernt und mir von ihr erzählt!“

Saccone verfärbte sich leicht. Er begriff die unvermuthete Taktik Roceras nicht. Aber er war ein Mann, der sich in allen Lagen des Lebens zu beherrschend verstand, und so neigte er auch jetzt zustimmend den Kopf.

„Es ist so, Herr Marquis“, fügte er warmen Tones hinzu, „und ich kann wohl sagen, daß mir nie im Leben eine Dame begegnet ist, an deren Schicksal ich so lebhaften Antheil genommen habe. Madame Bulitoff verdient Ihre Verzeihung, denn sie leidet bitter unter der Trennung von Ihnen.“

Der Greis hatte das Haupt gesenkt, und selbst unter der Schminke auf seinen Wangen sah man, wie fahl seine Gesichtsfarbe geworden war.

„Ich danke Ihnen, meine Herren“, sagte er gepreht und tonlos; „ich erkenne Ihre Güte und Liebesswürdigkeit vollaus an, aber meiner Ehre bin ich es schuldig, sie abzulehnen. Ich habe keine Tochter mehr, sonst — seine Stimme stochte einen Moment — „sonst würde ich mich wohl bei Ihnen, Graf Saccone, nach dem Ergehen meines Kindes erkundigen.“

Rocera und Saccone schwiegen — auch in diesen Verkommenen begann sich ein Gefühl des Verständnisses für den Vater Schmerz des seltsamen Mannes vor ihnen zu rühren. Die Situation war unbehaglich, und namentlich Saccone kam es äufferst erwünscht, daß sein Freund sich nach einigen Phrasen von dem Marquis verabschiedete.

Der alte Herr war sehr herzlich und drückte Saccone warm die Hand, indem er ihn bat, ihn bald wieder zu besuchen, um mit ihm über seine neuen Forschungen auf heraldischem Gebiete zu plaudern.

(Fortsetzung folgt.)

Es wird Roosevelt schwer fallen, in Afrika genügend Estimos aufzutreiben, die bezeugen, daß er alle die Elefanten, Löwen, Leoparden und das andere Viehzeug auch wirklich erlegt hat.

Seinem Feinde verzeihen kann unter Umständen leichter sein als seinem Freunde.

So manches Lebensschifflein kommt erst in den richtigen Kurs, wenn eine Menge Dinge über Bord geworfen werden.

Die Standard Oil Company hat ihre Exportpreise für Petroleum erniedrigt, aber von einer Herabsetzung der Preise für die Inlandkonsumenten ist keine Rede. Wohlthaten sollten doch zu Hause anfangen.

Seine Nächsten wünscht man sich oft am weitesten.

Das Glück ist wie die Morgensonne in einem Stubentzimmer, die meisten — verschlafen es.

Am schwersten zu übersteigen sind Mauern, die nur in unserer Einbildung vorhanden sind.

Wenn viele beifammen sind, schwatzen sie, zwei reden, der Einfame denkt.

Die spanische Regierung will die Zensur abschaffen. Hat sie auch bedacht, daß sie damit den Siegen in Marokko ein Ende bereitet?

Ein New Yorker Redner erklärte, daß das Alter mit 45 Jahren beginnt. Was wohl Sarah Bernhardt und Adelina Patti dazu zu sagen haben mögen?

Russische Pündelarschene sollen wieder im Umlauf sein. In der jüngsten Zeit ist aber auch von diesen Leuten über den Mangel an echten Scheinern gelacht worden.

Richter Wagon, der frühere Gouverneur von Kuba, sagt, er habe sich in Paris gelanget. Er hat entweder nicht den richtigen Führer gebucht, oder seine Gattin ist bei ihm gewesen.